

After you've gone **(Eine andere Art von Trauer)**

Er sass allein an einem Tisch, Schultern und Kopf etwas nach vorn gebeugt, die grauen Haare wirr, im Nacken zu lang, die Hände in den Taschen vergraben, ein alter Mann vor einer halb geleerten Stange Bier. Er verschmolz fast mit seiner tristen Umgebung. Es war einer jener Orte, die alle möglichen Leute vereinte, Handwerker, Alkis, Künstler, ein Gemisch aus allen erdenklichen Existenzen, in einer tristen Zürcher Vorstadt. Die Möblierung entsprach den Besuchern des Lokals, zeitlos, schäbig und abgenutzt. Aber es war gut besetzt. Durch das Stimmengemurmel drang Musik aus einer Juke Box, mal dies, mal das, für jeden etwas und für niemanden von Bedeutung, wie ich anfangs dachte.

Als ich fragte, ob an seinem Tisch ein Platz frei sei, nickte er nur, fügte aber nach einigem Zögern bei: „Es ist das Einzige, was hier frei ist“. Seine Hände hatten sich um das Bierglas gelegt, es waren lange, schmale, feingliedrige, gepflegte Hände. Nachdem wir einige belanglose Worte gewechselt hatten, schien er wieder in sich selbst zu versinken. Endlich stand er auf, schritt zur Juke Box, warf ein und wählte. Dann kehrte er zurück, setzte sich und begann, intensiv zu lauschen. Ich erkannte die Melodie. Sie hiess „After you've gone“, ein bekanntes Stück aus der amerikanischen Jazz-Aera der Nachkriegsjahre. Er schien grösser geworden zu sein, sass aufrecht da, und sein Gesicht hatte einen wachen, konzentrierten Ausdruck angenommen. Aufmerksam hörte er zu, machte keine Bewegung, und als die Musik verklang,

glaubte ich eine Träne in einem seiner Augen glitzern zu sehen. Als er merkte, dass ich ihn ansah, wandte er den Kopf ab und sagte: „Ich habe sie eben nie vergessen können.“ Als ich ihn fragend musterte, ergänzte er: „die, die soeben gesungen hat, in lauten, verrauchten Spelunken im Deutschland der Nachkriegsjahre.“

„Also haben sie die Sängerin gekannt?“ fragte ich. „Erzählen Sie!“ Ich winkte der Bedienung, uns noch zwei Stangen Bier zu bringen. Er zögerte erst, dann begann er zu sprechen, erst zögernd und stockend, dann immer flüssiger und in gewählter Sprache.

„Ein verrauchter Jazz-Keller in einer verlotterten Vorstadt. Die Musiker in durchschwitzten Hemden, längst nicht mehr rein und Gott weiss wann gewaschen, und der Bretterboden glitschig vom Speichel, aus den Rohren der Blechinstrumente von Zeit zu Zeit entleert, die Lampen an der Decke trübe, das nie gereinigte Glas wie ein Filter, das Licht noch gerade gut genug, um die schräg aufsteigenden Rauchschwaden grauweiss schimmern zu lassen. Zahllose Zigaretten glühten wie Leuchtfliegen in einem unruhigen Rhythmus, in einem Halbdunkel, das gnädig verbarg, was zu sehen sich nicht lohnte. Ein Stimmengewirr, monoton und heiser, das sich nicht um die Musik scherte. Ab und zu ein Aufleuchten, wenn ein Lichtstrahl die Trompete streifte oder ein Rock sich von einem nylonbestrumpften Bein schob. Eine Bedienung, die weder jung noch schön war, der nichts mehr geschehen konnte in dieser Welt des trunkenen Gemurmel. Die Musik, der niemand zuhörte, war manchmal schön und manchmal traurig, war das, was das Leben ist, in einer Kaschemme in einer schmutzigen Strasse in einer traurigen Stadt. Niemand zählte die falschen Töne, kaum dass jemand inhörte. Gut nur für die, die kassierten, weil die Spelunke abends immer voll war, weil

man sonst nirgendwo hingehen konnte und schon gar nicht den Abend in einem stickigen Zimmer verbringen wollte, das nichts enthielt als ein Bett und, wenn es hoch kam, eine Waschschüssel. Nachkriegszeit, Zeit der Erholung von wirtschaftlicher Not, Nachholbedarf. So ist es gewesen in jenen Jahren und so ist es im Grunde auch heute noch, nur die Musik ist schriller geworden, mehr tamtam und pompom wie im Urwald, und vertreibt die Schakale doch nicht, die um einen sind. Das Bier ist teurer geworden, aber die Spesen für die Anbieter auch.

Eine Scheinwelt, genau wie damals!

Plötzlich war sie einfach da. Niemand wusste, woher sie gekommen war. Sie sprach mit dem Bandleader, schien etwas zu erklären. Er hörte zu, dann nickte er und gab der Band ein Zeichen. „After you’ve gone“. Nach dem Trompetensolo stand sie auf einmal auf der Bühne, in einem einfachen Wollkleid aus brauner Farbe und abgetragenen Stöckelschuhen, und sang, mit einer leicht rauchigen Altstimme. Sie sang nicht einfach die Worte, sie machte sie lebendig in einer sehr eigenständigen, mitreissenden Interpretation. Die Nebengeräusche im Lokal verstummten, alles hörte gebannt zu, niemand sprach mehr. Am Ende tosender Beifall. Es war etwas, was dieses miese Lokal noch nie gehört hatte. Etwas aus einer anderen Welt, hatte ich das Gefühl. Sie verschwand, wie sie gekommen war.

Am nächsten Abend war sie wieder da. Diesmal sang sie 3 oder 4 Stücke, bekannte Melodien, aber alle in einer unnachahmlichen Art und einem mitreissenden Drive. Von da an kam sie jeden Abend, hörte zu, sang, blieb noch ein wenig, verschwand.

Ich lernte sie kennen, wie man eben jemanden kennen lernt. Zuerst ein paar anerkennende Worte, dann ein Gespräch über Musik, über Jazz, und so weiter und so

fort. Sie erzählte kaum etwas über sich, war aus Deutschland über die Grenze hierher gekommen, aus Düsseldorf, wo sie ein Engagement gehabt hatte. Schwemmgut des grossen Krieges. Ein Naturtalent, damals gefragt in den boomenden Jazzkellern des Rheinlandes, dem Mekka des Jazz, den die amerikanischen Truppen mit sich gebracht hatten.

Es kam, wie es kommen musste. Eine Affaire, eines jener Dinge? Die grosse Liebe? Damals wusste ich es nicht. Ersparen Sie mir die Details. Eine Liebe ohne viel Worte. Sie äusserte sich nicht zu ihrer Vergangenheit. Ich musste ihr versprechen, nie danach zu fragen. Strandgut einer grossen Zeit, wie sie selbst einmal sagte. Sie hatte keine Perspektiven, nicht einmal Träume. Die Träume sind mir abhanden gekommen, meinte sie. Ich habe verlernt, an morgen zu denken. Das Gestern versuche ich zu vergessen. Ich erfuhr nicht einmal, woher ihr akzentfreies Amerikanisch kam, konnte es mir aber denken. Ich hatte keine Rechtfertigungen zu fordern, da ich selbst ohne Perspektiven war. Sie war nicht mehr jung, wohl über dreissig. Die Haut ihres Gesichts zeigte schon die Spuren der verrauchten Luft der Nachtlokale, eine leicht kränkliche Blässe, eine gewisse Erschlaffung und vergrösserte Poren. Ihr volles braunblondes Haar wusch sie selber. Make-up verwendete sie wenig, etwas Lippenstift, Lidschatten, ein wenig Mascara. Tagsüber besorgte sie ihren kleinen Haushalt in einer Altstadtwohnung, erledigte die notwendigsten Einkäufe, streifte in den Läden des Stadtzentrums umher, ohne das Geld für unnötige Erwerbungen zu besitzen. Am Mittag kochte sie sich eine Kleinigkeit, sie ass wenig, war schlank, fast mager. Sie war feinfühlig, leicht irritierbar, manchmal fahrig, nervös, mit kindlichen Ausbrüchen. Tagsüber schien

sie irgendwie unglücklich zu sein, abends lebte sie auf, sang leise vor sich hin, wiegte sich im Takt der Melodien. Aber erst auf der kleinen Bühne war sie wirklich da. Sie lebte ihre Songs, war „down at the Riverside,“ war in der Basin Street, der Beale Street, war „way down yonder in New Orleans“. „Nobody knows when you're down and out“ sang sie oft. Niemand weiss, wenn du ganz unten bist. Auch ich wusste es nicht. Kann man jemandem helfen, ohne etwas von ihm zu wissen? Eine etwas magere Ausrede, wie ich heute glaube. Wovon sie lebte, war mir nicht klar. Eine Anstellung hatte sie nicht, durfte sie ja gar nicht haben, aber der Besitzer des Lokals schob ihr manchmal etwas zu, da sein Umsatz seit ihrem Auftreten deutlich angestiegen war.

Dann ist sie gegangen, fast so, wie sie gekommen ist. Eines Tages blieb sie einfach aus. Die kleine Einzimmerwohnung war geräumt. Nicht einmal ein Abschiedsbrief war da. Einfach weg. Wut und Enttäuschung überwogen über meine Trauergefühle. Auch der Bandleader wusste nichts. Er versprach aber, sich in der deutschen Jazz-Szene umzuhören.

Den Rest habe ich erst viel später erfahren, der Bandleader hatte Wort gehalten. Sie war von ihrem Ehemann zurückgeholt worden, zurück in den Jazzkeller in Düsseldorf, wo sie ihre Karriere abgebrochen hatte. Der Mann, selber Bandleader, hatte sie schlecht behandelt, offenbar auch geschlagen. Warum sie wohl zu ihm zurückging? Unfähigkeit, sich aus den alten Banden zu lösen? Fehlender Glaube an eine neue Liebe? Typisch für die Unbeständigkeit der Leute aus dem Show-Business, wie man sagt? Die Gaukler sind in der Stadt!

Einige Monate später soll sie freiwillig aus dem Leben geschieden sein. Genaueres war nicht zu erfahren. Viel-

leicht hat sie doch manchmal an die Zürcher Monate zurück gedacht.

Ich habe sie nie vergessen. Ich komme fast täglich hierher, trinke ein Bier und höre die Schallplatte. Es ist die einzige Aufnahme, die es von ihr gibt, aus einer alten Platte auf eine CD überspielt: „Dixieland in Germany“. Ich habe sie zufällig entdeckt, gekauft und dem Wirt hier geschenkt. Warum ich sie nicht behalten habe? Weil ich es nicht über mich brachte, sie in meinen kahlen vier Wänden zu hören, sozusagen ohne die Hintergrundgeräusche ihres Lebens. Schliesslich hatte sie auch nicht vor leeren Wänden gesungen. Die Atmosphäre rundherum war ihr Leben. So komme ich oft hierher, trinke ein Bier und höre ihre Stimme, bevor ich in meine kahlen Wände zurückkehre und nicht schlafen kann. Die Leute halten mich für einen Spinner, der ich wohl auch bin.

Er stand auf, nickte mir zu, dankte für das Bier und ging mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern, ein Trauernder an einem imaginären Grab, an einer Gedenkstätte, die im Grunde genommen auch nicht schlechter ist als ein Friedhof.